



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Frühlingstage der Romantik in Jena

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Frühlingstage der Romantik in Jena



ie Universität Jena schaut jetzt dreihundertundfünfzig Jahre zurück auf den Tag, da die Söhne des Kurfürsten Johann Friedrich das Werk des Vaters vollendeten und seiner Stiftung das kaiserliche Privilegium überbrachten. Eine Sonderart hat sich diese Universität allezeit zu wahren gewußt; aber ihre hohe Zeit hatte sie in dem letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts. Damals war die Landstadt eine Weltstadt, und die großen Geister hielten hier ihren Fürstentag. Dichter und Denker schlossen sich zu einer fruchtbaren Wechselwirkung zusammen.

Der „Universitätsbereifer“ Friedrich Gedike, ein nüchtern beobachtender Mann, der im Auftrage des preussischen Ministers von Zedlitz eine Orientierungsreise durch vierzehn deutsche Universitäten machte, kam im Jahre 1789 auch nach Jena. Es war die zwölfte Akademie, die er sah. Das entsetzliche Renommistentum, das man aus Zachariäs komischem Heldengedicht kennt, war tot, und er fand jetzt alles voll von Leben und frischer Jugendkraft hier. Und daselbe Gefühl, als sei der Frühling über die Berge gekommen, hatten alle, die von nun an zu der kleinen Stadt wallfahrteten, nicht nur Deutsche, sondern auch Ausländer in Menge. „Hier ist, so lautet ein entzückter Brief aus dem Jahre 1792, eine vollkommene Freiheit, zu denken, zu lehren und zu schreiben... Kein Inquisitor wittert hier mit gerümpfter Nase nach Heterodoxie und fletscht hämisch den Mann an, der anders denkt als er.“

Die Philosophie war damals die Macht, der sich alles unterwarf; ihren Namen trug, nach Herders Ausspruch, die ganze Zeit mit Scheidewasser an der Stirn geschrieben. Die „Kantische Morgenröte“ leuchtete. Reinhold machte Jena zur Werkstätte des Kritizismus; dann nahm Fichte sein Katheder ein, und dem folgte Schelling. Diese beiden Philosophen haben hier den Boden für die Dichtkunst wohnlich gemacht, aber für die neue Dichtkunst, für die Romantik. Denn zum Sitze der klassischen Dichtung war Jena nicht geworden, trotz Schiller und trotz der Allgemeinen Deutschen Literaturzeitung. Fichtes bis ins Unendliche getriebener Subjektivismus wurde der Wegweiser ins romantische Land, und Schellings Naturphilosophie war den jungen Dichtern eine wissenschaftliche Bestätigung dessen, was in ihrem Bewußtsein lebte: Natur und Geist sind eins.

Das Jahr 1799 war das große Jahr der Romantik und das schönste in Jenas ganzem Leben. Schon im Mai 1796 war Wilhelm Schlegel, der Patron der neuen Dichtung, als erster gekommen. Vermöge seiner Verdienste um Shakespeare wurde er 1798 außerordentlicher Professor, und er las gleich zuerst

num über Aesthetik, über deutsche Poesie und über die Kunst des Deutschschreibens, dann über die Methode des Altertumsstudiums, über griechische und deutsche Literaturgeschichte und über Horaz. Aber seine eigentümlichen reichen Kräfte lösten sich doch erst in seiner Rezensententätigkeit, und es verstrich keine Woche, ohne daß er in der Literaturzeitung den Lesern einen seiner schnellen, kühnen, urteils-sichern Aufsätze vorlegte.

Sein jüngerer Bruder Friedrich hatte sich im Sommer 1796 flüchtig in Jena umgesehen, bevor er nach Berlin gegangen war. Als er nun 1797 wiederkehrte, berühmt als Dichter der *Lucinde*, dachte er auch daran, in die akademische Tätigkeit einzulenken. Unter den Brüdern war eine aufopfernde Treue. Der jüngere verstand es zudem, neue Freunde zu gewinnen; der ältere hatte die Gabe, sie festzuhalten. Und alle kamen nun herbei und fanden gleich das winklige Nest behaglich. Noch standen die Mauern und die Tore, ein träumendes Stück Mittelalter. Das Leben ging hier lustig ein; Gitarren und Geigen klangen aus jedem Hause. Etwas Literarisches war sogar in die Leute gefahren; überall hörte man von Wilhelm Meister, von der Transzendentalphilosophie und von Silbenmaßen sprechen. Und das Militär und die Kaufmannschaft in Berlin waren roh gegen die Jenenser Studenten: so schien es wenigstens den Romantikern.

Mit dichterischen Sinnen entzückten sie sich auch an Feld und Flur. Kein Poet hat in Thüringen den Lenz jemals besser gesehen als Dorothea Veit, die bald Friedrich Schlegels Frau wurde: „Grünsamtene Teppiche die Berge hinan, mit Veilchen, Schlüsselblumen und Primeln gestickt und lauter wohlriechenden Kräutern durchwirkt; alle Bäume in der glorreichsten Blüte, Flieder und Maiblumen in dicken Haufen; eine Art Weide, die wie Orangen riecht, steht allenthalben auf allen Wiesen und Bergen. Der lebhaft rauschende Fluß wie ein Spiegel hell; die Luft warm vom Morgen bis wieder zum Morgen, eine Luft, die sich weich, lau und blau um einen her lagert und auf den Bergen wie eine Decke ruht — so sieht der Frühling in Jena aus!“

Tief, in Wahrheit der Dichter der Romantiker, beschloß zu bleiben, und er wohnte mit seiner Frau und seiner kleinen Tochter im Hause Wilhelm Schlegels. Novalis, aus dessen asketischem Gemüt der Schatten der verklärten Sophie wich, kam aus dem nahen Weisßenfels herübergeritten. Er hatte sein ganz eignes Wesen. Wie ein frommer, schlichter Glaubensmensch aus den Urtagen des Christentums erschien er den andern oder wie ein Geisterseher. Steffens schrieb über ihn: „Was ich von ihm las, was ich von ihm vernahm, mit ihm erlebte, begleitete den Gesang meines Lebens wie eine akkompagnierende Musik, oft wie ein wunderbares Echo aus fernen Gebirgen, welches, was in meinem tiefsten Innern ruhte, und was ich kaum auszusprechen wagte, nur laut und geistig reicher wiedergab.“ Fichte ging den Romantikern verloren, als er in dem ärgerlichen Atheismusstreit mit der Regierung brach und sein Rathgeber verließ. Aber sie gewannen desto mehr an Schelling, der selbst ein Dichter war und sich ihnen mit Leib und Seele gab. Schleiermacher wurde in der Ferne festgehalten.

Dann war der vereinsamte, stille, wunderliche Naturphilosoph Johann Wilhelm Ritter da, der Schelmerci und Andacht und Gebet — alles durcheinander war; und Johann Dietrich Gries, der Übersetzer des Tasso, Ariost, Calderon, Bojardo; und der helläugige Norweger Heinrich Steffens, immer entflammt und immer wissensfroh. Als junger Student war er nach Jena gekommen und hatte zu Fichtes Füßen geseffen. Goethe und Schiller hatte er persönlich kennen gelernt, und dann taten es ihm die Romantiker an. Von der brausenden Fülle des geistigen Lebens hat sich kaum einer inniger umfassen lassen als dieser Jüngling. Aus seinen „Lebenserinnerungen“ haucht uns noch heute der Duft jener Zeit in unmittelbarer Frische an. „Ja, schreibt er da, es war eine Zeit warmer, reicher Begeisterung, und ich war gewiß nicht der einzige Enthusiast dieser Tage, aber den Fremden, aus fernen Gegenden mit Gewalt Herbeigezogenen mußten diese Tage mit ihrem plötzlichen Licht mächtiger aufregen, heftiger bewegen.“

Der Organisator des neuen Bundes war Wilhelm Schlegel; aber der feurige Odem saß in seinem Bruder Friedrich. Schleiernmacher gibt uns einmal dessen Äußeres: „Eine nicht eben zierlich und voll, aber doch stark und gesund gebaute Figur, ein sehr charakteristischer Kopf, ein blaßes Gesicht, sehr dunkles und um den Kopf kurz abgeschchnittenes, ungepudertes und ungekräuselttes Haar und ein ziemlich uneleganter und doch feiner und gentlemanmäßiger Anzug.“ Und der Freund rühmt auch seine ausgebreiteten Kenntnisse, seinen originellen Geist, der alles Berlinische weit überragte, dazu die Natürlichkeit, Offenheit und kindliche Jugendlichkeit seines Wesens, die Verbindung von Witz und Unbefangenheit, die ihn zur angenehmsten Erscheinung in jeder Gesellschaft machte. „Etwas leichtfertig, sagt er dann weiter, war er, ein tödlicher Feind aller Formen und Plackereien, heftig in seinen Wünschen und Neigungen, allgemein wohlwollend, aber auch, wie Kinder oft zu sein pflegen, etwas argwöhnisch und von mancherlei Antipathien.“

Alle, wie sie nun in Jena im Jahre 1799 beisammen waren, waren jung, und das gab ihnen das Sieghafte. Mit zweiunddreißig Jahren war Wilhelm Schlegel der älteste. Novalis und Friedrich Schlegel waren siebenundzwanzig Jahre alt. Tieck war noch jünger, und der allerjüngste war mit vierundzwanzig Jahren der Professor Schelling. Und wo so viel Jugend war, sprühte es von Geist. Wie die Raketen stiegen die Gedanken und schillerten im berausenden Farbenspiel. Mit seiner lebendigen Wechselwirkung der einzelnen Glieder bietet der Romantikerkreis eins der reizendsten Bilder der deutschen Literaturgeschichte. Wie viele flüchtige und dauernde Werte und Werke hat Jena damals schaffen sehn!

Es ging so edel und gemessen zu in der deutschen Dichtung, und so wehevoll läuteten die Glocken und friedlich, seit sich Goethe und Schiller als die beiden Machthaber mit ausgeglichenen Rechten das Land geteilt hatten. Und Wilhelm Schlegel, den Schiller selbst nach Jena gezogen hatte, und der eben mit seinen prächtigen Übersetzungen die Universalherrschaft des deutschen Geistes weiter trug, fand zu gleicher Zeit doch seine Genugtuung darin, ein Vermittler zwischen seiner Nation und ihren eignen Klassikern zu werden. Allein diese

Tendenzen zerrissen, als sich sein Bruder, ungleich anspruchsvoller und rücksichtsloser, zu ihm stellte. Der hatte Schillers *Musen Almanach* für das Jahr 1798 ohne Heiligenscheu mit journalistischer Hitze rezensiert; und Schiller, des Überfalles ungewohnt und durch den Witz tief verletzt, hatte nicht Humor oder Ironie genug, seinen Ärger hinunterzuschlucken. Er wehrte sich gegen Friedrich Schlegel mit seinen Xenien — und das war sein gutes Recht; er fiel aber auch gegen den ältern Bruder, der unschuldig war, aus und schrieb ihm einen Absagebrief, der sehr peinlich von pekuniären Erwägungen ausging — und das war nicht schillerisch. „Den Laffen“ pflegte Schiller verächtlich seinen Gegner zu nennen; aber es schmeckte giftiger und galliger, wenn dieser ihn dafür als den „bleiernern, moralischen Schiller“ bezeichnete, oder wenn er sagte: „Er ist ein guter Kantianer, aber ein kleiner Geist, ein bloßer Anempfinder, ein regressiver Sentimentalist.“ Über das Lied von der Glocke hat er laut gelacht, und dann hat er den Dichter fortan in seinen Rezensionen und Kritiken absichtlich übergangen, als könnte er ihn damit totsichweigen. Als er gelegentlich einmal die größten deutschen Dichter und Denker aufzählte, waren das Kepler, Dürer, Luther, Jakob Böhme, Lessing, Winckelmann, Goethe und Fichte. An den Platz, wo er Schillers Namen ausließ, hätte er am liebsten seinen Freund Tieck gesetzt. Gegen dessen *Genoveva* schien ihm die *Jungfrau von Orleans* nur ein matter Nachklang.

Die starke Abneigung der Romantiker gegen Schiller hatte ursprünglich nichts Persönliches. Sie entsprach durchaus ihrem Empfinden und war ein Punkt ihres negativen Programms. Die äußere Gestaltung der dichterischen Charaktere, das gewissermaßen Körperliche der Dichtungen ließen sie absichtlich zerrinnen und suchten das Innerliche in jeder Erscheinung. Da mußte Schiller ihr markierter Feind werden. Aus Kampf aber wird immer Neues geboren, ob er mit der Streitart geführt wird oder im Kabinett.

So bewußt sich die Romantiker von Schiller abkehrten, so stark beanspruchten sie Goethe als ihren Dichter. Wirklich haben sie das Menschliche seiner Kunst, das Innenbewußtsein seiner Menschen mit so feinen und verwandten Organen ergriffen wie niemand sonst. Er war ihr Gott, den sie im dionysischen Reigentanz umschwärmten, vor dessen Richteramt sie sich niederwarfen, dessen Religion sie mit Priesterschritten durchs Land trugen. Den *Wilhelm Meister* haben sie zusammen mit der Fichteschen Wissenschaftslehre und der Französischen Revolution zu einer heiligen Dreieit zusammengestellt. Schöneres und Wahreres als das, was der eine Schlegel über Hermann und Dorothea und der andre über *Wilhelm Meister* geschrieben hat, gibt es auch heute noch nicht, und wir sehn noch immer unsern Dichter mit den Augen, mit denen ihn die Romantiker zuerst gesehn haben. An einem Herbsttage ging die ganze Schar im Paradiese an der Saale spazieren. Da kam „die alte göttliche Erzellenz“ vom Berge herab. Und er tat nicht fremd, höflich knüpfte er mit ihnen an, und besonders „machte er an Friedrich Schlegel ein recht auszeichnendes Gesicht“, wie er ihn grüßte. Auch gegen Dorothea Weit, die uns davon erzählt, war er „freundlich und lieblich und ungezwungen“. Als gewandte Frau wußte sie ihn sofort richtig zu nehmen.

Sie fragte ihn über die reißenden Ströme in der Saale, und da war er gleich im guten Fahrwasser. Der Engländer Robinson traf einst in einer Gesellschaft bei Goethe auch Wilhelm Schlegel; während sich aber hier Goethes Gespräch so anspruchslos wie nur möglich bewegte und doch jedes Wort eine denkwürdige Bedeutsamkeit ahnen ließ und gelassene Würde zeigte, haschte Schlegel, um sich zur Geltung zu bringen, ersichtlich nach Wortspielen und suchte seine Bemerkungen zu epigrammatischen Spitzen zu schleifen.

Aus der Zuneigung zu Goethe und der Abneigung gegen Schiller entwickelte sich das Programm der Romantiker, das wohl im Gegensatz zum Klassizismus zu stehen scheint, aber ihn doch eigentlich ergänzen soll. Ein Polygon mit unzähligen Seiten ist die Romantik. Sie ist eine Renaissance des Mittelalters und ein Wiederfinden der Frührenaissance; ist eine Erlösung des germanischen Geistes; ist Nationalität und Universalität; ist nicht kühle Reflexion, sondern Sinnlichkeit, Natur, Subjektivismus; ist nicht Leidenschaft und trotzigte Kraft, sondern Phantasie, Seele, Gefühl; ist nicht heller Tag, sondern Dämmerung, Mystik, Sehnen, Glauben, Hoffen; nicht Plastik, sondern bunte Miniatur und ornamentale Formensprache. Die verwunschnen Schätze der mittelalterlichen Poesie will sie heben, den Jungbrunnen der schlichten alten Volkslieder wieder sprudeln lassen. Die Schönheit des deutschen Landes, das Rauschen des Waldes, das Weben der mondbeglänzten Zaubernacht kündet sie mit brünstiger Andacht.

Das ästhetische Ziel drückt Friedrich Schlegel so aus: „Die romantische Poesie ist eine progressive Universalpoesie. Ihre Bestimmung ist nicht bloß, alle getrennten Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen und die Poesie mit der Philosophie und der Rhetorik in Berührung zu setzen; sie will und soll auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie bald vermischen bald verschmelzen.“

Im Beginn des Jahres 1798 gingen Schillers „Horen“ ein. Und gleich sprang das neue Journal der Gebrüder Schlegel in die Bresche, mit dem sie sich zu Herren der Situation zu machen suchten: „Das Athenäum“. Als ihren Grundsatz gaben sie aus: was ihnen für Wahrheit galt, stets ganz und niemals aus Rücksichten halb zu sagen. Schleiermacher, Tieck, Novalis waren Mitarbeiter. Goethe erkannte das polemische Verdienst an und fand die ernste Absicht und den gründlichen Eifer heraus. Schiller aber schrieb: „Mir macht diese naseweise, entscheidende, schneidende und einseitige Manier physisch wehe.“

Was die neue Zeitschrift vor allen andern voraus hatte, war das, daß sie modern war, daß sie keinen bürgerlichen Mittagstisch vorsetzte, aber den Feinschmeckern Delikatessen. Sie zog vor keiner Größe den Hut ab und bevorzugte in der Form das Aphoristische, Fragmentarische, Paradoxe. Gediegen war immer, was Wilhelm Schlegel, stachlig, was Friedrich sprach. Wie ein Igel, sagt er selbst, waren seine Einfälle, abgefordert gegen die Außenwelt, gegen die sie sich mit Stacheln wehren, und innen ein Reich für sich, wohnlich und schön. Randglossen zu Briefen gelangen ihm nach dem Urteil des ältern Bruders weit besser als ganze Briefe, Fragmente besser als Abhandlungen, selbstgeprägte Wörter

besser als Fragmente. „Er war ein Mensch, der unaufhörlich seine innern Reichtümer in allerlei Umgestalten von sich gab und doch einen auf der Treppe verlorenen Gedanken mit unsäglichem Kummer wie eine Stecknadel suchte.“ Etwas, das an Nietzsche erinnert, kehrt er bisweilen in seinem ganzen Wesen hervor. In seinen jugendlichen Schriften braust es vor lauter Jugendlust und Kampfesmut; „sie streben*) dem Unendlichen zu und haben einen weiten, freien, vom Staube der Vorurteile reinen Blick; sie wollen Liebe, Freundschaft, Ehe, Bildung und Dichtung, Religion und Philosophie veredeln, alles Tiefe und Große im Leben miteinander verbinden und aus dieser Vereinigung ein neues, wunderbar erhöhtes Leben schaffen; sie rütteln den Menschen auf, indem sie in Wig und Zorn, in Ironie und Leidenschaft diesem stolzen und hohen Sehnen die Götzen und die Moral der Mode, die ganze Beschränktheit der Gegenwart gegenüberstellen.“ „Du bist der Opferpriester von Eleusis gewesen, konnte Novalis zu Friedrich Schlegel sagen, ich habe durch dich Himmel und Erde kennen gelernt.“

Gern möchte man wissen, wieviel von solchem Enthusiasmus hinüberströmte in die Herzen der studentischen Jugend. Und davon gibt einer Zeugnis, der damals Jenenser Bursche war, Johann Georg Rist. Er schreibt: „Es war ein Drängen und Treiben wie im Frühling; eine Ahnung geistiger Übermacht, auch wohl deutscher Vorzüglichkeit fing an sich zu regen. Es war, als gewönnen die bleichen Gestalten der Vorzeit, die man vermessen so oft heraufbeschworen, um sie nach herkömmlicher Vorzeigung wieder abtreten zu lassen, frische Farbe, als dränge Mark in ihre Glieder. . . Wann wird man so edle, reine Begeisterung wiedersehen wie damals in den Herzen der unverderbten Jünglinge, die aus Träumen zu erwachen glaubten und Lichterscheinungen vor sich zu sehen, deren Glanz sie mit dem eignen besten Blut zu nähren sich sehnten! . . . Es trat eine jugendliche, poetisch-ästhetische Begeisterung in die von Gegensätzen bereits aufgewühlte Zeit; sie wirkte hier und da versöhnend, rettend, oft irreleitend, nicht selten empfängliche, doch beschränkte Naturen von Grund aus zerrüttend. An der Stirn trug sie die Lehre, alles Schöne sei gut und gut nur das Schöne; in ihrem Kern ein vornehmes Selbstbewußtsein der Gottähnlichkeit, dem Hochmut nahe verwandt.“

Die Romantiker saßen in der Jenenser Gesellschaft wie eine Sezession. Und diese erhielt das Absonderliche in der Form nicht zum mindesten durch die Teilnahme der Frauen. Ein belebender Luftzug, der überall kleine Flammen aufschlagen ließ, kam mit ihnen hinein. Ihr körperlicher Liebreiz machte nun das Beisammensein nicht zu galanten Festen; sie waren von starkem Geist, und für sie hatte Schleiermacher in seinem Katechismus edler Frauen das zehnte Gebot geschrieben: „Laß dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre!“ Auch hier lag etwas kulturhistorisch Neues.

Man könnte den Kreis der Romantiker, solange er in Jena weilte, auch den Kreis um Karoline nennen — so hielt mit geschmeidigen Händen diese tätige

*) F. von der Leyen, Friedrich Schlegel, Fragmente.

kleine Frau die unbändigen Genies am Bande. An Erlebnissen reicher, an Jahren älter als die Männer. Was hatte sich ihr nicht schon alles in den Weg geworfen! Im Jahre 1788 hatte sie ihren ersten Mann, den Bergmedikus Böhmer in Klauenthal verloren. Da lernte Wilhelm Schlegel sie kennen, aber sie wies seine Liebe ab. „Schlegel und ich! Ich lache, indem ich es schreibe! Nein, das ist sicher — aus uns wird nichts.“ So dachte sie damals. Die merkwürdige Frau, die die Müßigkeit nicht vertragen konnte, entflammte für die Völkerfreiheit. Nicht als wortlustige Schwärmerin. Sie eilte nach Mainz, wo ihr Freund Georg Forster mit den Klubisten die Rheinische Republik erklärt hatte. Der Bau brach gar bald zusammen. Karoline geriet in Gefangenschaft und Elend, angeklagt wegen jakobinischer Umtriebe und verlassen von einem Unwürdigen und Unbekannten, dem sie sich unnachdenklich hingegeben hatte. Sie war groß darin, wie sie alle Konsequenzen ihres Handelns nahm. Mitterlich nahte sich jetzt Wilhelm Schlegel wieder; er half sie befreien; er sorgte für sie aus der Ferne, während sie in Lucka bei Leipzig dem Kinde eines Verführers das Leben gab. Damals ist sein Bruder Friedrich sein Vertrauter und in seinem Auftrage ihr Schützer und Berater gewesen. Ein wunderbar verklärtes Bild hat er später von ihr in seiner „Lucinde“ gemalt: „In ihrem Wesen lag jede Hoheit und jede Zierlichkeit, die der weiblichen Natur eigen sein kann; jede Gottähnlichkeit und jede Unart; aber alles war fein, gebildet und weiblich. Sie konnte in derselben Stunde irgendeine komische Allberheit mit dem Mutwillen und der Feinheit einer gebildeten Schauspielerin nachahmen und ein erhabenes Gedicht vorlesen mit der hinreißenden Würde eines kunstlosen Gesanges. Bald wollte sie in Gesellschaft glänzen und tändeln, bald war sie ganz Begeisterung, und bald half sie mit Rat und Tat, ernst, bescheiden und freundlich wie eine zärtliche Mutter. Eine geringe Begebenheit ward durch ihre Art, sie zu erzählen, so reizend wie ein schönes Märchen. Alles umgab sie mit Gefühl und Wit; sie hatte Sinn für alles, und alles kam veredelt aus ihrer bildenden Hand und von ihren süß redenden Lippen. Nichts Gutes und Großes war zu heilig oder zu allgemein für ihre leidenschaftliche Teilnahme. Sie vernahm jede Andeutung, und sie erwiderte auch die Frage, welche nicht gesagt war. Es war nicht möglich, Reden mit ihr zu halten; es wurden von selbst Gespräche, und während des steigenden Interesses spielte auf ihrem freien Gesichte eine immer neue Musik von geistvollen Blicken und lieblichen Mienen. . . . Wer sie nur von dieser Seite kannte, hätte denken können, sie sei nur liebenswürdig, sie würde als Schauspielerin bezaubern müssen, und ihren geflügelten Worten fehle nur Maß und Reim, um zarte Poesie zu werden. Und doch zeigte eben diese Frau bei jeder großen Gelegenheit Mut und Kraft zum Erstaunen, und das war auch der hohe Gesichtspunkt, aus dem sie den Wert der Menschen beurteilte. . . .“

Eine Frau wie Karoline war leicht zu erkennen, aber schwer einzureihen. Alle Eigenschaften, gute und schlimme, lagen bei ihr offen zutage, von keiner Retouche geschwächt. Man mochte sie bisweilen für klein, man mußte sie oft

für groß halten; aber immer war sie etwas Ganzes und daher den andern überlegen. Das Exzentrische und Extravagante des Feminismus war ihr weit fern.

Frauen sind, sobald sie hervortreten, leicht übler Nachrede preisgegeben. Auch Schiller sah Karoline nicht richtig. Er glaubte in Friedrich Schlegels Bitterkeit ihre Zutat zu schmecken und nannte sie „das Übel“ und prägte das Wort „Dame Lucifer“. Goethe sah sie mit klareren Augen; er empfand ihre in sich so abgeschlossene Natur angenehm. Und wer heute ihre Briefe liest, spürt noch wie einen Duft vergilbter Rosenblätter all das Persönliche, ihr Vertrauen zu dem sichern Gefühl ihres Herzens, ihre über alle Klatschsucht erhabne Ruhe, ihren Scherz, der so anmutig sein kann, und der nie versagt. Karoline war keine Nymphe, aber Friedrich sagte, sie habe die Seele der Seele: die Liebe, das Talent zur Liebe, mit dem sie jede Entfremdung überbrücken könnte, wenn sie wollte. Entzückend sieht sie auf dem Brustbilde aus, das wir von ihr haben. Ein ganz fein geformtes Köpfchen; träumend und schalkhaft und klug zugleich. Locken fallen, nur von einem farbigen Bande oben gehalten, auf die Schultern. Um den Hals trägt sie ein seidnes Tüchelchen. Das Empirekleid läßt die Brust offen. Ein gestreiftes Schultertuch legt sich darüber.

Als sie Wilhelm Schlegels Werbung endlich annahm, war Dankbarkeit ihre Hingebung; sie wurde sich untreu. Er war nicht ihr Herr, nie. „Er hätte immer nur mein Freund sein sollen, wie er es sein Leben hindurch so redlich, oft so sehr edel gewesen ist“, so schrieb sie einst ihrer Freundin. Ihre rechte Liebe hat Karoline erst später als Schellings Frau geben können, dessen sicherer Kraft sie sich unterwerfen konnte. Goethe selbst hat die Scheidung befürwortet. Ihre Jugendliebe hat sich Karoline immer bewahrt. Und wenn die seltne Frau noch einer Rechtfertigung bedürfte, so würden die Worte genügen, die Schelling nach ihrem Tode sprach: „Die ganze letzte Zeit war sie lieblicher und sanfter denn je; ihr ganzes Wesen war in Süßigkeit aufgelöst. . . In je größere Ferne sie mir tritt, desto lebhafter fühle ich ihren Verlust; sie war ein eignes, einziges Wesen; man mußte sie ganz oder gar nicht lieben. . . die Gewalt, das Herz im Mittelpunkt zu treffen, behielt sie bis ans Ende. Wir waren durch die heiligsten Bande vereinigt, im höchsten Schmerz und im tiefsten Unglück einander treu geblieben. Alle Wunden bluten neu, seit sie von meiner Seite gerissen ist. Wäre sie mir nicht gewesen, was sie war, ich müßte als Mensch sie beweinen, trauern, daß dies Meisterstück der Geister nicht mehr ist, dies seltne Weib von männlicher Seelengröße, von dem schärfsten Geist mit der Weichheit des weiblichsten, zartesten, liebevollsten Herzens vereinigt. O, etwas der Art kommt nie wieder!“

Karoline hatte über Wilhelm Schlegel hinweggesehen. Wie oft hatte sie sich geärgert, wenn sie seine kleinen Eitelkeiten wahrnahm, die Art, wie er seine *Aperçus* ins Gespräch flocht oder seinen Witz paradiereen ließ. Auch in seiner äußern Haltung war er ihr zu „allerliebste gepußt und gesalbt“ erschienen, zu korrekt, zuviel Zeit mit Waschen, Kämmen und Kosettieren verschwendend.

Dafür wurde nun sein Bruder Friedrich von seiner Frau verhättselt. Die war ein ganz andres Blut: Dorothea Veit, die Gattin eines Bankiers, die Tochter Moses Mendelssohns, also aus dem Cercle jener temperamentvollen Südinnen, die in der Berliner Gesellschaft zuerst den ästhetisierenden Ton anschlugen. Bei Henriette Herz hatte sie Friedrich 1798 zuerst gesehen, und sie hatte sich ihm zuliebe scheiden lassen. In Sena lebten sie jetzt miteinander unbedenklich im Hause Wilhelms, „wie die Patriarchen“. Erst 1802 ließen sie sich trauen. Ihr Wit, der oft geistvoller schien, als er war, zog ihn an, und das Harte, das sie hatte, und das sich in den teilweise starken, männlichen Zügen ihres Gesichtes ausdrückte, stieß ihn nicht ab. Er versicherte, daß er das Göttliche lieber zu hart als zu zierlich möge, und daß es ihn an der Geliebten nicht irre. Die Androgynie hatte er in ihr gefunden, den Ganzmenschen, in dem Männlichkeit und Weiblichkeit zu einer Einheit zusammenfließen. Sie war, nach seinen Worten, sehr einfach und hatte für nichts in und außer der Welt Sinn als für Liebe, Musik, Wit und Philosophie. „In ihren Armen habe ich meine Jugend wiedergefunden, und ich kann sie mir jetzt gar nicht aus meinem Leben wegdenken.“ Dorothea war eher häßlich als schön, auch um sieben Jahre älter als ihr Mann. Fichte und Schleiermacher haben sie besonders geschätzt. Sie war immer heiter und offen, dabei praktisch im Handeln und gewandt im Mitarbeiten mit ihrem Mann. Nie wollte sie über ihm stehn; sie hatte das Talent des Sichunterordnens. Unwirtschaftlich und selbstüchtig, wie er war, nahm er ihre Stütze. Und der Bequeme wurde fortan immer bequemer und animalischer. Und wie sein Doppeltinn immer runder wurde, wurde sein Geist immer gefättigter von Ideen und Ideen und immer unfähiger, dieser Ideenmasse zu einem Leben zu verhelfen. Nicht ungeschickt hat Dorothea seine Schwerebeweglichkeit gekennzeichnet, wenn sie sagte, er sei, was die Orgel unter den Instrumenten, die Orchideenblüte unter den Blumen, die Pfirsiche unter den Früchten. Doch dies Hingleiten zu der „immer stumpfer werdenden Behäbigkeit eines Haremweibes“ lag noch nicht in seiner Senenser Zeit.



Englische Porträtkunst

Zur Ausstellung in der Berliner Akademie vom 27. Januar bis 25. Februar



ist das merry old England eine Erfindung der Literar- und Kulturhistoriker? Wer dieses England liebt, hätte in der jetzt zu Ende gegangnen Ausstellung, von deren verdientem Erfolge die Tageszeitungen berichtet haben, eine Enttäuschung erleben können. Es ist eine Kunst der „Könige und großen Herren“; vergeblich wird man nach sozialem Empfinden suchen; auch fehlt der weise Narr, der mit seinen Britschenschlägen gerade die Malvolios, die von ihrer Unentbehrlichkeit und Vortrefflich-